

PD Dr. Uta Pohl-Patalong

**„Versammelt in Christi Namen – Gemeinde neu denken“
Vortrag bei der Generalsynode der VELKD
in Ahrensburg
am 14.10.2006**

Sehr geehrte Damen und Herren,
wie soll die Kirche der Zukunft aussehen? In welcher Weise soll sie das Evangelium kommunizieren, auf welchen Wegen begibt sie sich zu welchen Menschen, in welcher Weise lädt sie zum Leben mit der christlichen Botschaft ein, wie soll sie handeln? Um diese Fragen geht es letztlich bei den vielfachen, komplexen und nicht selten komplizierten Strukturdebatten, die seit einigen Jahren vermutlich alle Menschen, die sich hauptamtlich oder ehrenamtlich in der Kirche engagieren, beschäftigen. Diese Debatten und Prozesse sind wesentlich motiviert durch die allseits diagnostizierte Krise bzw. die Krisen der Kirche. Auf diese Diagnosen lohnt zunächst ein genauere Blick.

I. Die gegenwärtigen Krisen der Kirche – Diagnosen

I.1. Schwindende Mittel: Die Finanzkrise der Kirche

Die unmittelbare Motivation zu den laufenden kirchlichen Veränderungsprozessen ist in der Regel gegenwärtig eine finanzielle. Vermutlich gibt es mittlerweile keine Gemeinde und keine kirchliche Einrichtung in Deutschland, die nicht weniger Geld zur Verfügung hat als in früheren Jahren. Häufig lassen es die knapperen finanziellen Ressourcen nicht zu, dass die bisherige Arbeit unverändert weitergeführt wird. Dann ist die Leitfrage häufig: was können wir mit den verbliebenen Mitteln noch schaffen? Diese Veränderungsprozesse sind auf allen kirchlichen Ebenen angesiedelt, in Ortsgemeinden und anderen Gemeindeformen, in Diensten und Werken, auf Kirchenkreis bzw. Dekanatsebene, und auf landeskirchlicher Ebene und auch vor der VELKD und der EKD machen sie nicht Halt. Dabei gibt es zwischen den einzelnen Landeskirchen und manchmal auch innerhalb der Landeskirchen deutliche Unterschiede. Grundsätzlich sind die westdeutschen Kirchen durchweg finanziell besser gestellt als die in Ostdeutschland. Entsprechend sind in Ostdeutschland viele Prozesse bereits weiter vorangeschritten, Konsequenzen deutlicher gezogen und die Einschnitte wesentlich spürbarer. Aber auch innerhalb der westdeutschen Landeskirchen gibt es große Differenzen. Unterschiedlich ist auch der konkrete Zuschnitt der Reformprozesse. Gemeinsam scheint mir den meisten Prozessen zu sein, dass sie sich an einer mittleren Reichweite orientieren: Gemeinde 2010 heißt es beispielsweise in Nordelbien. Nur langsam setzt sich die Einsicht durch, dass die Kirche noch mit wesentlich weiter gehenden finanziellen Einbußen rechnen muss. Das Statistische Bundesamt prognostiziert ja bei gleich bleibenden Rahmenbedingungen einen Rückgang der Mittel um 50% zwischen 1995 und 2030. Damit scheinen mir nicht wenige ja durchaus aufwändig angelegte und durchgeführte Reformprozesse in der Gefahr zu stehen, recht rasch von den finanziellen Realitäten überholt. Die Faktoren, die für die Kirchensteuerentwicklung verantwortlich sind, sind nun so komplex, dass es nach oben wie nach unten davon erhebliche Abweichungen geben kann. Sinnvoll

scheint es mir aber in jedem Fall zu sein, die jetzt stattfindenden Reformprozesse und Strukturüberlegungen so anzulegen, dass sie mit sehr unterschiedlichen finanziellen Szenarien zurechtkommen. Das hieße nämlich zumindest für die westdeutschen Landeskirchen, dass sie zeitlich noch einige Spielräume für durchdachte Veränderungen mit Übergangsmöglichkeiten haben. (Diesen relativen „Luxus“ haben die ostdeutschen Landeskirchen wesentlich weniger, Entscheidungen müssen hier rascher und radikaler getroffen werden). Und spätestens wenn man die Prognosen realistisch ins Auge fasst, wird deutlich, dass sich die Veränderungen nicht auf Kürzungen, Streichungen oder Zusammenlegungen beschränken können. Die gegenwärtigen Organisationsformen der Kirche haben sich in Zeiten finanzieller Stabilität entwickelt, sind ausgelegt auf eine „volkskirchliche“ Situation und nur begrenzt „zurückzufahren“ auf eine geringere Dichte oder auf einen geringeren Wirkungsgrad. So hat sich das kirchliche Handeln analog zur gegenwärtigen Gesellschaft so ausdifferenziert, dass Aufgaben nicht einfach von einer anderen Organisationsform übernommen werden können: Schließt man ein Diakonisches Werk oder ein Haus der Stille, kann eine deren Aufgaben nicht einfach weiterführen. Besonders deutlich wird die Grenze von Kürzungen jedoch an dem „flächendeckenden“ Netz von Ortsgemeinden, denn dieses ist nur begrenzt dehnbar. In Ostdeutschland zeigt sich bereits jetzt, wie stark kirchliches Handeln beeinträchtigt ist, wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer für 8 Gemeinden mit 13 Predigtstellen verantwortlich sind, ohne dass grundlegende Veränderungen in der Organisation der Arbeit erfolgen.

Noch wichtiger ist jedoch: Finanzielle und strukturelle Entscheidungen sind immer auch inhaltliche und im Kern theologische Entscheidungen: In welcher Weise die Kirche das Evangelium kommuniziert, auf welchen Wegen sie sich zu welchen Menschen begibt, in welcher Weise sie zum Leben mit der christlichen Botschaft einlädt, wie sie handelt, wird durch organisatorischen und finanziellen Entscheidungen wesentlich geprägt.

I.2. Schwindende Bedeutung: Die Relevanzkrise der Kirche

Insofern ist bereits die sog. Finanzkrise unlösbar mit inhaltlichen Fragen verbunden. Das Besondere der gegenwärtigen Situation ist jedoch, dass sich gleichzeitig – und nur sehr bedingt kausal zusammenhängend - mit der Finanzkrise inhaltliche Anfragen an die Kirche stellen, die ich als „Relevanzkrise“ bezeichne. Gemeint damit ist, dass die großen Kirchen und die Inhalte, für die sie stehen, nicht die Bedeutung für Menschen und die Gesellschaft haben, die ihrem eigenen - theologisch begründeten - Anspruch entspricht. Diese vielfacher Alltagserfahrung entsprechende Einsicht wird gestützt und gleichzeitig differenziert durch die kirchensoziologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte, unter denen die bekanntesten die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD sind.¹ Seit der ersten unter dem Eindruck der ersten Kirchensaustrittswelle 1972 veröffentlichten Untersuchung ist deutlich, dass Kirchenmitglieder in einem unterschiedlichen Verhältnis zur Institution Kirche stehen. Ca. ein

¹ Vgl. Helmut Hild (Hg.): Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Umfrage, Gelnhausen 1974; Hanselmann, Johannes / Hild, Helmut / Lohse, Eduard (Hg.): Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1984; Engelhardt, Klaus / Loewenich, Hermann von / Steinacker, Peter (Hg.): Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1997; Wolfgang Huber / Johannes Friedrich / Peter Steinacker (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloher Verlagshaus Gütersloh 2006.

Drittel der Mitglieder fühlt sich der Kirche sehr verbunden. Wie viele zur sog. „Kerngemeinde“ gehören, also regelmäßig an kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen, ist schwer zu erfassen, Schätzungen liegen dafür zwischen 10% und 15%. Die Mehrheit der Evangelischen versteht sich mit einer relativen Selbstverständlichkeit als Kirchenmitglied, nimmt aber nur sporadisch oder gar nicht an kirchlichen Veranstaltungen teil. Ca. 26% fühlen sich aber nur gering mit ihr verbunden. 6 % denken konkret über einen Austritt nach.²

Diese Zahlen haben sich in den vier ungefähr im Zehnjahresabstand durchgeführten Umfragen seit 1972 prozentual nur unerheblich verändert. Dies ist zunächst einmal ein erstaunliches Ergebnis, bedenkt man die erheblichen gesellschaftlichen Veränderungen in dieser Zeit, bedenkt man, dass seit 1992 in der dritten EKD-Erhebung Ost und West erfasst werden (und hier sind in der Tat zwar tendenzielle, nicht aber ganz grundlegende Unterschiede im Mitgliedschaftsverhalten festzustellen!) und bedenkt man, dass sich die absoluten Zahlen der Kirchenmitglieder im Verhältnis zur Bevölkerung doch erheblich verändert haben (allein zwischen 1992 und 2002 sind 2,3 Mio. Menschen aus der evangelischen Kirche ausgetreten). Gerade an diesem Punkt zeichnet sich im Moment ein Wandel in der Deutung der kirchensoziologischen Befragungen ab, der die Relevanzkrise zutreffend beschreibt. Bis vor einigen Jahren stand die eher beruhigende Erkenntnis im Vordergrund, dass die Kirche angesichts der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen eine eher erstaunliche Stabilität zeigt: Es gibt offensichtlich eine große Anzahl von Kirchenmitgliedern, die zwar nicht permanent am kirchlichen Leben teilnehmen, sich aber der Kirche verbunden fühlen und auch nicht auszutreten gedenken. Es wurde deutlich, dass Kirchenmitglieder unterschiedlichen Teilnahmelogiken folgen, unter denen das „wochenzyklische“ nur ein mögliches ist neben einem „jahreszyklischen“ und einem „lebenszyklischen“, und dass das institutionelle Teilnahmeverhalten nicht identisch ist mit der persönlichen Gottesbeziehung und dem christlichen Glauben der Befragten.

Gelten diese Erkenntnisse grundsätzlich auch weiterhin, sind spätestens mit der jüngsten EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung („Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge“) einige Erkenntnisse hinzugekommen, die stärker auf Reflexions- und Veränderungsbedarf als auf Beruhigung und Bestätigung deuten:

1. Während man in früheren Jahrzehnten hoffen konnte, dass die Ränder bröckeln, der Kern jedoch stabil bleibt bzw. die Situation sogar als ein „Gesundschumpfungsprozess“ gedeutet werden konnte, in dem diejenigen übrig bleiben, denen es Ernst ist mit dem Glauben, so ist mittlerweile deutlich, dass das nicht eingetreten ist und aller Voraussicht nach auch nicht eintreten wird (dass das auch in der DDR nicht geschehen ist, war eine der ernüchternden Erkenntnisse der dritten EKD-Studie). Auch bei deutlich weniger Kirchenmitgliedern ist der Anteil der Hochverbundenen nur leicht gestiegen, und der Anteil derjenigen, die an der Schwelle zum Austritt sind, ist fast unverändert gleich geblieben. Verändert sich an diesen Tendenzen auch weiterhin nichts, hat dies für die Institution Kirche in einigen Jahrzehnten erhebliche (inhaltliche und finanzielle) Konsequenzen.

2. In den letzten Jahren ist zudem deutlicher geworden, dass die gewissermaßen selbstverständliche christliche Grundierung der Gesellschaft bereits geschwunden ist und permanent stärker schwindet, in Ostdeutschland schon viel deutlicher als in Westdeutschland,

² Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.): Kirche – Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten – Kirchenbindung – Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003, 14.

aber auch im Westen ist der sog. „Traditionsabbruch“ mittlerweile überdeutlich. Konnte man früher von verbreiteten christlichen Grundhaltungen ausgehen, auch wenn Menschen nicht am kirchlichen Leben teilnahmen, wird heute immer deutlicher, dass christlicher Glaube durchaus auch eine Frage christlicher Bildung ist, die immer weniger selbstverständlich in den Familien und Schulen geleistet wird. Damit wird der Kontakt zur Institution Kirche entscheidender für die Frage von Glauben und Gottesbeziehung, als dies in früheren Jahrzehnten der Fall war, und die Kirche muss noch stärker daran interessiert sein, dass Menschen in Kontakt mit ihr leben.

3. Weiter haben die Milieuforschungen der letzten Jahre bzw. das „Lebensstilkonzept“ der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung gezeigt, dass die Teilnahme an den kirchlichen Handlungs- und Sozialformen ganz erheblich milieuabhängig ist. Dies bestätigt die Erkenntnis, dass Glauben und kirchliches Teilnahmeverhalten nur bedingt zusammenhängen, schärft aber gleichzeitig den Blick dafür, dass dies nicht nur eine individuelle Entscheidung der Kirchenmitglieder ist. Die Kirche trifft mit ihren Sozial- und Handlungsformen faktisch Vorentscheidungen darüber, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Menschen erreicht werden. Die Organisationsformen und Angebote der Kirche passen wesentlich besser zu bestimmten Milieus bzw. Lebensstilen als zu anderen – beispielsweise in der ästhetischen Gestaltung der Gemeindehäuser, in der Weise wie Gemeinschaft gefördert wird, in der Orientierung am Wohnortbereich, in der Orientierung an Familien etc. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, bedeutet dies, dass sie es mit ihren dominanten real existierenden Organisations-, Sozial und Handlungsformen manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, im Kontakt mit dem Evangelium zu leben (und manchmal durchaus auch: allererst in Kontakt zu kommen). Nun weht glücklicherweise der Geist, wo er will, und Glaube entsteht nicht durch die Institution, sondern durch die Gnade Gottes – dennoch fordert der nüchterne Blick auf die derzeitige Lage dazu heraus, die Organisationsformen der Kirche kritisch zu überdenken und ggf. zu verändern, auch jenseits finanzieller Zwänge.

Die Gleichzeitigkeit von Finanzkrise und Relevanzkrise macht die Lage nun einerseits prekär, insofern sie dazu auffordert, mit weniger Mitteln als bisher eine ausstrahlungskräftigere Kirche, die mehr Menschen als bisher erreicht, zu gestalten. Auf der anderen Seite bedeutet die finanzielle Krise auch eine Chance, die inhaltlichen Fragen wirklich grundlegend anzugehen. Nicht zuletzt haben die Kirchenreformbemühungen der 1970er Jahre gezeigt, dass es ohne konkrete Zwänge in diesem komplexen und auch diffusen Gebilde Kirche sehr schwierig ist, eine breitere Verständigung zu erreichen, wohin sich die Kirche bewegen soll und damit die Relevanzfrage anzugehen.

II. Die gegenwärtigen Organisationsformen der Kirche – soziologische und theologische Perspektiven

Wenn man sich mit der Zukunft beschäftigt, lohnt sich zunächst meist ein gründlicher und differenzierter Blick auf die Gegenwart. Dieser Blick zeigt rasch eine gewisse Ambivalenz in der Organisation der Kirche. Einerseits existieren durchaus unterschiedliche kirchliche Organisationsformen. Neben den Kirchengemeinden gibt es Dienste, Werke und Einrichtungen mit unterschiedlichen Aufgaben und Organisationsebenen, seien es Akademien, Frauenwerke,

der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt oder das Gottesdienstinstitut. Diese sind an bestimmten Funktionen und/oder an bestimmten Zielgruppen orientiert, folgen also in der Regel dem funktionalen Prinzip. Kirchenrechtlich sind sie in der Regel nicht als Gemeinden anerkannt. Aber auch Gemeinden können nach dem funktionalen Prinzip zustande kommen (kirchenrechtlich meist als „Anstaltsgemeinden“ geführt, manchmal auch als „Personalgemeinden“, um die Verwirrung noch zu steigern) wie Studierendengemeinden, Krankenhaus- oder Gefängnisgemeinden, Urlauberseelsorge etc. Daneben gibt es auch Gemeinden, die sich an bestimmten Personen orientieren (personales Prinzip) oder aufgrund theologischer Orientierungen zustande kommen (charismatisch orientierte Gemeinde in der Landeskirche z.B.) oder an einem Bekenntnis (reformierte Gemeinde in mehrheitlich lutherischen Kirchen z.B.) Insofern existieren durchaus plurale Formen kirchlicher Organisation. Andererseits ist jedoch eine Form dominant, zahlenmäßig, von den finanziellen und personellen Ressourcen her und besonders im Bewusstsein der Kirchenmitglieder und auch Nichtkirchenmitglieder: Die Ortsgemeinde oder Parochie. Diese erscheint gelegentlich so selbstverständlich, dass aus dem Blick geraten kann, dass sie ebenso historisch bedingt und theologisch relativ ist wie jede andere kirchliche Organisationsform.

II.1. Kirchliche Organisationsformen: Nicht sakrosankt, aber theologisch zu prüfen

Denn die Formen, in denen Kirche lebt, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe – zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen ist sauber zu unterscheiden.³ Für die lutherischen Kirchen wird diese Freiheit und Verpflichtung zur Gestaltung in der Confessio Augustana grundgelegt. In CA VII heißt es: „Die Kirche ist aber die Versammlung der Heiligen, in der das Evangelium rein gelehrt wird und die Sakramente richtig ausgeteilt werden“. Die CA unterscheidet also zwischen dem Unverzichtbaren – dem, was Kirche ausmacht und was nicht menschlicher Entscheidung unterliegt – und dem, was Menschen gestalten können und müssen, und dazu gehört die Gestalt der Kirche. Das aber heißt, dass nach evangelischem Verständnis die Strukturen, in denen die Kirche sich organisiert, nie sakrosankt sein können, sondern immer nur den Aufgaben der Kirche mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Auf der anderen Seite bedeutet dies jedoch nicht, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind – das „mehr oder weniger angemessen“ ist sehr ernst zu nehmen. Es muss theologisch geprüft werden, ob Organisationsformen, die sich die Kirche gibt, angemessen und sinnvoll sind. Da sich der Auftrag, das Evangelium zu kommunizieren, ja gerade an „die Welt“ bzw. „alle Welt“ richtet, schließt dies eine soziologisch fundierte Prüfung ein, ob die jeweiligen Organisationsformen in der jeweiligen Gesellschaft die Chance beinhalten, möglichst viele Menschen zu erreichen.

II.2. Der Gemeindebegriff: Theologisch reflektiert und plural

³ Vgl. hierzu ausführlich Uta Pohl-Patalong: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 19ff.

Wesentlich für die Frage künftiger Organisationsform der Kirche erscheint mir eine grundlegende theologische Reflexion des Gemeindebegriffs, was mit insgesamt in der gegenwärtigen Debatte zu kurz zu kommen scheint. Es muss zwischen einem theologisch qualifizierten Gemeindebegriff und seinen rechtlich fixierten, historisch kontingenten Fassungen unterschieden werden. Unterbleibt dies, besteht die Gefahr, dass die rechtliche Form der Ortsgemeinde bzw. Parochie - oder gar ihre heutige Gestalt - vorschnell mit „Gemeinde“ identifiziert wird und andere Formen von Gemeinde aus dem Blick geraten.⁴

Theologisch sind sehr unterschiedliche Formen von Gemeinde denkbar und möglich, jedoch sind auch nicht alle denkbaren und existierenden kirchlichen Sozialformen Gemeinde. Die heutige Parochialgemeinde ist sowohl nach ihrer Konstitutionslogik als auch nach ihren Arbeitsformen und Handlungsfeldern eine mögliche und sinnvolle Form von Gemeinde, aber nicht die einzige. Als bislang dominante Form, der auch für die Zukunft Chancen zugetraut werden, lohnt sich auf sie jedoch ein näherer Blick.

II.3. Die Ortsgemeinde: Historisch bedingt und begrenzt sinnvoll

Die gegenwärtig dominante Form der Gemeinde ist dadurch gekennzeichnet, dass sie einer territorialen Logik folgt, also unterschiedliche Bezirke nebeneinander stellt und sich räumlich voneinander abgrenzt. Und sie ist durch ein Zuweisungsprinzip bestimmt – lässt man sich nicht aktiv umgemeinden, wird man der Gemeinde zugewiesen, in der man seinen ersten Wohnsitz hat. Damit sind die Ortsgemeinde zuständig für die religiöse Versorgung aller in ihrem Bezirk lebenden Kirchenmitglieder. Gleichzeitig jedoch sind sie Gemeinden von Menschen, die aktiv am Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen.

Diese beiden Prinzipien bzw. Funktionen sind jeweils vor einem bestimmten historischen Hintergrund entstanden.⁵ Das territoriale Prinzip geht bereits auf das 4. und 5. Jahrhundert zurück, als sich nach einer anfänglichen Vielfalt kirchlicher Organisationsformen – biblisch grundgelegt - das Christentum sich im Gefolge seiner Entwicklung zur „Reichskirche“ zunehmend territorial organisierte. Die Kirche lehnte sich damit an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an. Im Zusammenhang mit der Entwicklung des Zehnten und den Stolgebühren für Amtshandlungen entstand der Pfarrzwang, der gleichzeitig überprüfbar werden ließ, ob die Menschen tatsächlich ihre Kinder taufen ließen, zur Messe gingen, der Beichtpflicht nachkamen etc.

⁴ Der Frage nach dem Gemeindebegriff habe ich mich an andere Stelle ausführlicher gewidmet, vgl. U. Pohl-Patalong, - „Gemeinde“. Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven, PTh 94 (2005), 242-257. Als Kriterien, denen ein kirchliches Sozialgebilde genügen muss, um als Gemeinde bezeichnet zu werden, schlage ich vor:

- sich auf Jesus Christus als seinen Grund beziehen und sich als Teil der Gesamtkirche verstehen
- regelmäßig Gottesdienst mit Wort und Sakrament feiern und weitere Aspekte des kirchlichen Auftrags erfüllen
- unterschiedliche Beteiligungsformen eröffnen
- Raum zum Glauben eröffnen, Glauben fördern und im Glauben begleiten
- sich als in der Welt lebend und an die Welt gesendet verstehen und
- eine eigenständige Leitungs- und Vertretungsstruktur aufweisen oder entwickeln können

⁵ Vgl. dazu ausführlicher a.a.O., 64ff.

Der heutige Charakter der Ortsgemeinde hingegen ist wesentlich jünger, ungefähr 120 Jahre alt. Die Kirche reagierte mit der Neukonzeption von Gemeinde – ziemlich spät – auf die umwälzenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts in der Großstadt als Folge der Industrialisierung. Menschen waren in die großen Städte geströmt und hatten dabei sowohl soziale Bindungen als auch ethische und religiöse Wurzeln verloren. Die Parochialgrenzen umfassten auf diese Weise beispielsweise in Hamburg bis zu 70000 Gemeindeglieder. Die in die Stadt strömende Landbevölkerung entfremdete sich unter diesen Umständen von der Kirche; der Gottesdienstbesuch sank in manchen Gegenden bis auf 1,5% der Gemeindeglieder ab.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde zunehmend deutlich, dass sich die Kirche und die konkrete Gestalt der Gemeinde verändern mussten, um Menschen in ihrer Lebenssituation zu erreichen. Als Protagonist dieser Entwicklung gilt zu Recht Emil Sulze (1832-1914) und die sog. „Gemeindegewegung“. Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Er unterteilte seine Gemeinde in Seelsorgebezirke und diese weiter in die Größe eines Häuserblockes mit ca. 200 Menschen, für deren seelsorgliche und soziale Betreuung er sog. „Hausväter“ einsetzte. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Vor allem aber wollte er eine auf persönlicher Kenntnis beruhende Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander fördern. Kenntnis und Liebe der Gemeindeglieder untereinander sollten durch gemeinsame Freizeit in der Gemeinde erreicht werden, die Idee von Gruppen und Kreisen entstand. Die ersten Gemeindehäuser wurden zu diesem Zweck gebaut. Im Grunde verstand Sulze die Ortsgemeinde als Verein, für den in seiner Zeit persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv war. Gegenüber der modernen Welt, die Sulze als von Konkurrenz und Disharmonie geprägt wahrnahm, versuchte er auf diesem Wege eine kirchliche Gegenwart zu etablieren und dies als Aufgabe von Kirche zu bestimmen.

Dagegen erhob sich damals jedoch auch Kritik, die deutlich macht, wie wenig selbstverständlich das uns so vertraute ist: So wurde der Gemeinschaftsgedanke grundlegend kritisiert: Sulze verwechselte die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stoßen nicht auf allgemeine Zustimmung. Ein prägnantes (und für die heutigen Fragen nicht uninteressantes) Zitat von 1926: "Kaffee- und Teegesellschaften, Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da."⁶ Der Ansatz Sulzes berge die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt wird und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern, so dass er zum "Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß"⁷, wird.

Setzte sich auch die gegenseitige Seelsorge und Betreuung nicht im Sinne Sulzes durch, so prägte doch die Integration des Vereinsleben zunehmend das Verständnis von „Gemeinde“. Die bis heute charakteristische Kombination von Territorialität und Gemeinschaftsanspruch entstand. Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für die „richtige“ kirchliche Mitgliedschaft. Da sich aber auch damals bei weitem nicht

⁶ Bülck, Walter: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.

⁷ Ebd.

alle Kirchenmitglieder am geselligen Gemeindeleben beteiligten, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft. Die Mehrzahl der Kirchenmitglieder geriet damit tendenziell aus dem Blickfeld der Institution.

II.3. Die gegenwärtige Debatte: Argumente pro und contra Ortsgemeinde

Diese Form der Ortsgemeinde ist in der gegenwärtigen Diskussion einerseits in die Kritik geraten, andererseits wird sie gerade als besondere Chance für die Zukunft profiliert. Um diese nicht selten emotional geführte Diskussion zu versachlichen und für die konkreten Überlegungen fruchtbar zu machen, erscheint es sinnvoll, die Argumente zu sichten, die für die Ortsgemeinde und gegen sie (bzw. für andere kirchliche Organisationsformen) sprechen.⁸ Beide Seiten argumentieren sowohl soziologisch als auch theologisch, wobei auffällig ist, dass die soziologische Ebene ausgearbeiteter ist und hier die größeren Differenzen aufweist..

Soziologische Argumente

Beide Positionen argumentieren mit der modernen Gesellschaft. Sie unterscheiden sich jedoch in der Annahme, wie stark diese Entwicklungen das Leben von Menschen heute prägen, vor allem aber in ihrer Bewertung. Für die Ortsgemeinde wird vorrangig auf der Basis von Kritik oder Ablehnung der gegenwärtigen Gesellschaft argumentiert. Die Ortsgemeinde bekommt die Aufgabe zugesprochen, den gesellschaftlichen Entwicklungen entgegenzutreten und sie zu kompensieren. So wird betont, dass es in der unübersichtlichen Pluralität der Gesellschaft gerade sinnvoll sei, sich auf eine einheitliche Organisationsform zu konzentrieren, wie sie die Ortsgemeinde darstelle. Während die Menschen gesellschaftlich häufig unter dem ständigen Zwang zur Wahl litten, böte die Ortsgemeinde festere Strukturen und eine selbstverständliche Gegebenheit. Hier könnten Menschen Gemeinschaft finden und Beziehungen knüpfen, die sie in der individualisierten Gesellschaft vermissen. Die Ortsgemeinde biete zudem die Möglichkeit einer unbürokratischen Betreuung bedürftiger Personen und nachbarschaftlicher Hilfe. Sie könne als Heimat in der unbehausten Welt erfahrbar werden. Dies wird besonders betont gegenüber der Tendenz zur Mobilität in der gegenwärtigen Gesellschaft, die Menschen schade und sie überfordere. Die parochiale Position führt aus, dass der Wohnort wesentliche Funktionen behalten habe, vor allem für bestimmte Bevölkerungsgruppen wie ältere Menschen, Kleinkinder und die sie betreuenden Personen. Aber auch für berufstätige Erwachsene wachse die Sehnsucht nach Heimat, Geborgenheit und Verwurzelung wieder. Implizit wird dabei deutlich: Die Vertreterinnen und Vertreter der Ortsgemeinde haben vor allem die „Modernisierungsverlierer“ der gegenwärtigen Entwicklungen im Blick, die unter den Bedingungen und Anforderungen der modernen Gesellschaft eher leiden. Der Mensch wird hier – nicht einlinig, aber in der Tendenz - als Objekt kirchlichen Handelns wahrgenommen und thematisiert. Es wird stärker von der klassischen kirchlichen Klientel ausgegangen; das Bemühen, den Kreis der kirchlich Interessierten zu erweitern, ist nur bedingt erkennbar.

Auf der anderen Seite wird vor dem Hintergrund der genannten gesellschaftlichen Entwicklungen die Ortsgemeinde bzw. ihre Dominanz gerade kritisiert. Die Ortsgemeinde

⁸ Vgl. dazu ausführlich a.a.O., 132ff.

entstamme einem sozialen Kontext, der von einer einheitlichen Lebenswelt geprägt ist und die wesentlichen Lebensvollzüge am gleichen Ort versammele. Mit der gewachsenen Mobilität habe der Wohnort jedoch wesentliche Funktionen verloren, und auch emotional habe die geografische Dimension einen Bedeutungsverlust erfahren. Eine einseitige kirchliche Orientierung am Wohnort ignoriere daher die gesellschaftlichen Entwicklungen und fördere die Entfernung der Kirche von der Realität vieler ihrer Mitglieder.

Die vielfältigen kirchlichen Aufgaben, die sich aus der gesellschaftlichen Pluralität ergäben, könnten nicht von einer einzigen Sozialgestalt erfüllt werden. Die diakonischen Aufgaben gegenüber den wirklichen Opfern der Gesellschaft beispielsweise brauchten Kompetenzen, die die Ortsgemeinde nicht leisten könne. Auch insgesamt sei eine Vielfalt kirchlicher Sozialformen in einer pluralisierten Gesellschaft gefordert, um Kirche für die unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen zu sein, während die Angebote der Parochialgemeinde faktisch nur auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet seien. Die Milieustudien wiesen darauf hin, dass nur bestimmte Milieus sich zum Gemeindeleben hingezogen fühlten. Häufig sei die Kerngemeinde so dominant, dass Menschen, die ihren Glauben anders leben, die Parochialgemeinde leicht als „geschlossenes System“ empfänden. Der Gottesdienst spräche zudem nur Menschen mit einer bestimmten Spiritualität an. Faktisch habe sich das Territorialprinzip dann auch längst relativiert. Immer mehr Menschen schlössen sich auch längerfristig einer Gemeinde der eigenen Wahl an.

Implizit wird dabei das Anliegen deutlich, kirchlicherseits den Anschluss an die gesellschaftlichen Strukturen mit ihren Veränderungen zu halten und diesen mit den kirchlichen Organisationsformen gerecht zu werden. Es besteht die Sorge, Kirche könnte sich ins gesellschaftliche Abseits begeben und an Bedeutung verlieren. Kirchliche Arbeit zielt hier vorrangig auf eine Begleitung und Förderung von Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft. Dabei sieht die ortsgemeindekritische Argumentation den Menschen in erster Linie als Subjekt, das seine sozialen und religiösen Bezüge selbst gestaltet. Diese Position möchte dezidiert über die klassische kirchliche Klientel hinauskommen und Kirche in ihrer Bedeutung für die unterschiedlichen Gruppen und Individuen akzentuieren.

Theologische Argumente

Von ortsgemeindekritischer Seite wird darauf hingewiesen, dass Gemeinde im theologischen Sinne nicht notwendig lokal begriffen werden muss, wie dies die parochiale Position tut, sondern funktional zu verstehen ist: Eine christliche Gemeinde wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Ortsgemeinde territorial abgegrenzt ist, ist keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Theologisch ist dieses Gemeindeverständnis nicht zwingend. Entscheidend für die Gemeinde ist die Versammlung und das Zusammenkommen. Gemeinde ist dort, wo sich Menschen versammeln und nicht umgekehrt – unabhängig davon, ob sie einmal oder regelmäßig da sind.

Sowohl zugunsten der Ortsgemeinde als auch zugunsten anderer Gemeindeformen wird ferner mit dem kirchlichen Zeugnisauftrag argumentiert. Für die Ortsgemeinde sprächen ihre Chancen, die Botschaft des Evangeliums weiterzutragen. Die ortsgemeindliche Struktur sei in besonderer Weise dazu geeignet, die christliche Botschaft in der primären Lebenswelt von Menschen zu verankern. Auf nichtparochialer Seite wird jedoch eingewendet, dass eine rein parochial ausgerichtete Kirche – vor allem in der Großstadt – faktisch viele Menschen nicht

erreiche, so dass mit ihr der missionarische Auftrag der Kirche unzulässig eingeschränkt werde. Damit das Evangelium in den vielfältigen Lebenswelten heimisch werde, müsse wiederum eine Pluralität der kirchlichen Sozialformen gewährleistet sein. Wenn sich die Kirche nur parochial organisiert, erfülle sie ihren missionarischen Auftrag nur eingeschränkt.

III. Strukturüberlegungen und Reformprozesse – gegenwärtige Tendenzen

Diese Argumente sind zumindest im Hintergrund, manchmal auch explizit wirksam, wenn in den Landeskirchen, Kirchenkreise und Gemeinden auf die eingangs geschilderten Krisenszenarien strukturell reagiert wird. Gut evangelisch basisnah und plural, finden derzeit diverse unterschiedliche Reformprozesse mit einem relativ geringen Grad an Vernetzung statt. Dabei sind unterschiedliche Akzentsetzungen und Tendenzen in den Landeskirchen und durchaus auch innerhalb der Landeskirchen zu verzeichnen, die mit unterschiedlichen finanziellen Rahmenbedingungen, mit unterschiedlichen Traditionen, mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (beispielweise die Unterschiede zwischen Stadt und Land, wie Sie morgen bei Ihren Besuchen in den Hamburger Gemeinden besonders deutlich merken werden), kirchlichen Rahmenbedingungen (Diaspora und Fläche) und manchmal natürlich auch mit den Überzeugungen und Orientierungen von einflussreichen Leitungspersonen zu tun haben. Vermutlich gibt es niemanden, der oder die einen Überblick über sämtliche Reformprojekte und Strukturüberlegungen im deutschen evangelischen Raum hat. Dennoch sind bestimmte gemeinsame Tendenzen zu beobachten.

III.1. Regionalisierung

„Regionalisierung“ hat sich in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten Stichworte in den Reformdebatten entwickelt.⁹ Mit diesem Wort kann im Einzelnen jedoch sehr Unterschiedliches gemeint sein. Bereits die Größe und der Zuschnitt des regionalen Rahmens ist unterschiedlich, und noch breiter ist das Spektrum, wer oder was regionalisiert wird und was dies für die konkrete kirchliche Arbeit bedeutet. Von Regionalisierung wird schon gesprochen, wenn zwei benachbarte Ortsgemeinden Angebote gemeinsam veranstalten oder einen Kanzeltausch verabreden. Regionalisierung kann aber auch die Auflösung bisheriger Ortsgemeindegrenzen und ganz neue Strukturen bedeuten, die neben den bisherigen Ortsgemeinde bisherige nichtparochiale Einrichtungen einbeziehen. Gemeinsam ist den Regionalisierungsüberlegungen, dass sie über den Horizont der Ortsgemeinde hinaus Kirche in einem größeren Rahmen denken. Heute verbindet sich der Begriff meist mit der Hoffnung, dass Aufgaben und Arbeitsgebiete, die als Einzelgemeinde personell oder finanziell nicht mehr möglich sind, in einem größeren regionalen Rahmen erhalten werden können. Gelegentlich wird damit auch über die finanzielle Krise hinaus die Relevanzkrise in den Blick genommen, indem für eine Region bestimmte kirchliche Angebote entwickelt werden, die Menschen ansprechen, die im ortsgemeindlichen Rahmen nur schwer erreicht werden. In dem Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ werden beispielsweise „ausstrahlungskräftige Begegnungsorte

⁹ Vgl. dazu das Themenheft der Pastoraltheologie 92 (2003)/1.

evangelischen Glaubens“ vorgeschlagen, die missionarisch, diakonisch oder kulturell profilierte Angebote für eine Region gestalten.¹⁰

Wichtig erscheint mir in jedem Fall zu klären, was konkret mit welcher Form von Regionalisierung erreicht werden soll – also in welcher Hinsicht und mit welchem Ziel die Bemühungen auf die Finanzkrise und/oder auf die Relevanzkrise reagieren. Dies macht deutlich, dass die Entscheidung für eine Regionalisierung die grundlegenden Fragen nach einer sinnvollen Gestalt der Kirche nicht umgehen können, sondern mitten in sie hinein führen.

III.2. Profilbildung

Im Zusammenhang mit Regionalisierung, aber noch einmal als eigener Akzent wird in vielen Landeskirchen die Entwicklung gemeindlicher Profile gefordert und gefördert. Gemeinden entwickeln dann einen bestimmten Schwerpunkt, beispielsweise kirchenmusikalisch, sozial, jugendbezogen oder spirituell, und nehmen diesen stellvertretend für andere Gemeinden in einer Region besonders wahr. Das territoriale Prinzip wird dabei relativiert, denn die parochiale Logik in Reinform stellt ja gerade Bezirke von Gemeinden mit identischem Angebot nebeneinander. Dies bedeutet auch, dass Menschen ermutigt werden, an den Angeboten einer Gemeinde ihrer Wahl teilzunehmen, also Menschen mit kirchenmusikalischen Interessen von der einen Gemeinde angezogen werden und Jugendliche von einer anderen. Konsequenterweise hätte dies Folgen für die Verteilung der Kirchensteuern und das Mitgliedschaftsrecht, dies wird im Moment jedoch noch eher zurückhaltend diskutiert und erst ansatzweise umgesetzt.

III.3. Fusionen

Fusionen von Ortsgemeinde stehen gegenwärtig in vielen Landeskirchen auf der Tagesordnung. Dies geschieht in der Regel schlicht in der Hoffnung auf Einspareffekte, indem nur noch eine Sekretärin, ein Hausmeister, eine Organistin, ein Küster etc. gebraucht wird und gleichzeitig oft auch die Zahl der Pfarrerrinnen und anderen Hauptamtlichen damit reduziert wird (bzw. Fusionen als Weg gesehen werden, mit sowieso schon reduzierten Stellen sinnvoll umzugehen). Gelegentlich werden damit Teilungen von Gemeinden rückgängig gemacht, die in den westlichen Landeskirchen vor 30 oder 40 Jahren erfolgt sind, als Geld kaum eine Rolle spielte. Manchmal werden aber auch ganz unterschiedliche Gemeindekulturen zusammengefügt, was produktiv sein kann, aber oft Spannungen hervorbringt. Wichtig erscheint mir, im Einzelfall zu prüfen, was dabei finanziell und inhaltlich gewonnen und was dabei verloren wird. Fusionen können sinnvoll sein, sind es aber weder immer, noch ersparen sie ein grundlegendes Nachdenken über die Kirche der Zukunft.

III.4. Wohnortnahe Präsenz

¹⁰ Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 59ff.

Neben diesen eher an Veränderung orientierten Tendenzen wird bei den meisten Reformüberlegungen die Präsenz der Kirche „nahe bei den Menschen“ (und das bedeutet zumeist: am Wohnort) bestätigt. Dies wird besonders für die Entwicklung der Kirche auf dem Land betont, manchmal auch im Gegensatz zum Abbau sonstiger Einrichtungen wie Post, Dorfladen etc. Im Blick sind bei dieser Tendenz auch wenig mobile Menschen, die meist zu den gesellschaftlich Benachteiligten gehören. Auch das EKD-Impulspapier betont die Nähe der Kirche zu den Menschen und ihre Intention, Beheimatung zu bieten.¹¹

III.5. Konzentration auf die Ortsgemeinde

Zum Teil gegenläufig zu den Regionalisierungsüberlegungen, zum Teil auch in unterschiedlichen Konstruktionen mit ihnen verbunden, gibt es gegenwärtig auch Tendenzen zur Konzentration auf die Ortsgemeinde. Sie richten sich nicht selten gegen nichtparochiale Einrichtungen, wenn im Kampf um die knapper werdenden finanziellen Ressourcen dort überproportional gekürzt wird. In den ostdeutschen Landeskirchen waren nichtparochiale Einrichtungen insgesamt sowieso weniger vertreten als in den westdeutschen, und nicht wenige, die nach 1990 etabliert wurden, sind mittlerweile aus finanziellen Gründen geschlossen worden.

Insgesamt gibt es in den gegenwärtigen Strukturdebatten durchaus die Tendenz, die Ortsgemeinde als die „eigentliche“ kirchliche Organisationsform zu betrachten, der in finanziell knappen Zeiten Priorität zukommt. Dies kann sich auch in einem Unterordnungs- bzw. Zuordnungsverhältnis nichtparochialer Formen zur Parochie äußern, wenn die Weiterexistenz nichtparochialer Einrichtungen an ihren Wert für die Ortsgemeinde gebunden wird.

III.6. Stärkung von Ehrenamtlichkeit

Im Zusammenhang mit der Finanzkrise und auch im Zusammenhang mit der Relevanzkrise wird eine Stärkung des Ehrenamtes gefordert und zum Teil auch bereits praktiziert, in vielen Landeskirchen ebenso wie im EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“.¹² Dies bezieht sich auf alle Bereiche des kirchlichen Handelns, von den Gruppen und Kreisen im Gemeindehaus bis hin zu von Prädikantinnen und Prädikanten geleiteten Gottesdiensten und auch Kasualien. Neben der durchaus vorhandenen Tendenz, dass Ehrenamtliche die Lücken füllen, die nach der Reduktion hauptamtlicher Stellen entstehen, knüpft dies inhaltlich sowohl soziologisch als auch theologisch an gegenwärtige Diskussionsstränge an. Die soziologischen Erkenntnisse zum sog. „neuen Ehrenamt“ bzw. der „Freiwilligenarbeit“ oder dem „bürgerschaftlichen Engagement“ zeigen, dass die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement in der Bevölkerung hoch ist, wenn bestimmte Faktoren gegeben sind: Es muss als sinnvoll für sich und andere erfahren werden, selbst bestimmt sein, Gestaltungsspielräume enthalten, zeitlich und inhaltlich begrenzt sein, eine gute Begleitung muss erfahren werden etc. Theologisch lässt sich dabei an das Priestertum aller Gläubigen anknüpfen, das Kirche nicht von den Amtspersonen aus denkt, sondern jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle

¹¹ Vgl. a.a.O., 49ff.

¹² Vgl. a.a.O., 67ff.

kirchliche Arbeit zutraut. Der Diskurs über die Bedeutung des Ehrenamtes bietet die Chance, dieses dem Protestantismus aufgebene Thema zu bearbeiten und in eine sinnvolle Reaktion auf Finanz- und Relevanzkrise zu wenden. Für Gemeindeglieder bieten diese Entwicklung sicherlich die Chance, Kirche stärker mitzugestalten und eigenverantwortlich zu agieren. Wichtig dabei erscheint mir allerdings, genau wahrzunehmen, welche Aufgaben von wem sinnvoll erfüllt werden können und welche Rahmenbedingungen es dafür jeweils braucht.

III.7. Veränderungen des Pfarrberufes

Diese Stärkung der Ehrenamtlichkeit soll durchgängig nicht gegen das Pfarramt ausgespielt werden, sondern Hauptamtlichkeit und Ehrenamtlichkeit soll sich gegenseitig ergänzen. Weniger im Blick sind dabei oftmals die anderen kirchlichen Berufe wie Diakone und Gemeindepädagoginnen, und auch Kirchenmusikerinnen und -musiker stehen gegenüber dem Pfarramt im Hintergrund. Auch „Kirche der Freiheit“ betont den Pfarrberuf als „Schlüsselberuf der evangelischen Kirche“¹³. Das Papier ist sich mit anderen Reformüberlegungen auch darin einig, dass die geistliche und die missionarische Kompetenz des Pfarramtes gestärkt werden soll. Die richtigen Menschen mit den richtigen Fähigkeiten am richtigen Ort einzusetzen, wird hier als leitend für eine sinnvolle Personalentwicklung herausgestellt. Auch dies trifft sich mit Tendenzen in den Landeskirchen, wobei auch Ansätze zu einem eher generalistischen Verständnis des Pfarramtes zu beobachten sind. Dies lässt sich allerdings kaum mit den Tendenzen zu Regionalisierung und Profilbildung verbinden, da diese ein differenziertes Pfarramt und eine Förderung unterschiedlicher Charismen voraussetzen. Wesentlich erscheint mir, Wege zu finden, der zunehmenden Belastung von Pfarrern und Pfarrerinnen, an die sich tendenziell immer mehr Aufgaben anlagern, strukturell wirkungsvoll zu begegnen und dies nicht den individuellen Lösungswegen aufzubürden.

III.8. Kritische Würdigung der Reformtendenzen

Die Zusammenschau der Tendenzen zeigt, dass in den verschiedenen Landeskirchen, Kirchenkreisen und Gemeinden die Reformüberlegungen und Strukturprozesse in vollem Gange sind. Nicht immer wird dabei jedoch reflektiert, welche Kirche eigentlich angestrebt wird. Zu oft wird noch im Modus der Kürzung gedacht. Welche Maßnahmen in welcher Weise auf die Relevanzkrise reagieren, wird gelegentlich nicht mitbedacht. Manche Überlegungen wirken so, als wären sie vorrangig an den 10%-15% kerngemeindlich aktiven Kirchenmitglieder orientiert und würden die Mehrheit wenig berücksichtigen, was zumal vor dem Hintergrund der Milieuforschungen ebenso theologisch problematisch ist wie finanziell unklug. Nur wenige dieser Impulse – beispielsweise aber das EKD-Papier – denken wirklich das finanzielle Szenario durch. Insofern entheben die bisher erfolgten Strukturprozesse nicht der Notwendigkeit, Modelle der zukünftigen Gestalt von Kirche zu entwickeln, an denen sich die weiteren Überlegungen dann orientieren. Solche Modelle gibt es, aber es gibt sie m.E. deutlich zu wenig. Ich wünsche mir diese in Form von Visionen einer ausstrahlungskräftigen für viele Menschen

¹³ Vgl. a.a.O., 71, Ausführungen dazu 71ff.

unterschiedlicher Milieus und Orientierungen lebens-dienliche Kirche, die mit deutlich weniger finanziellen Mitteln als bisher möglich ist. Ein solches Modell habe ich im Rahmen meiner Habilitationsschrift entwickelt, nicht als einzig denkbare Modell oder mit normativem Anspruch, sondern als Vision, die die Debatte bereichern möge.

IV. Das Modell „Kirchliche Orte“ – ein Impuls für die Debatte

Das Modell der „kirchlichen“ Orte versteht sich als Suche nach kirchlichen Organisationsformen, nach Gemeindeformen, die sowohl auf die Relevanz- als auch auf die Finanzkrise sinnvoll reagieren. Auf der Grundlage der Argumente zugunsten der Ortsgemeinde und zugunsten anderen kirchlichen Formen versucht es einen „dritten Weg“, der die Stärken bisheriger Parochien und bisheriger nichtparochialer Arbeitsformen einbezieht.¹⁴ Etliche der genannten Reformüberlegungen werden dabei aufgegriffen, das Modell setzt jedoch grundlegender an und geht von einer Vision aus.

Das Modell nennt sich nach den „kirchlichen Orten“, weil es schlicht von den Orten ausgeht, wo kirchliche Arbeit stattfindet. Es löst damit die bisherige Differenz zwischen „Parochie“ und „nichtparochialen Formen“ auf und fragt inhaltlich, an welchem Ort welche kirchlichen Handlungsbereiche sinnvoll angesiedelt ist.

IV.1. Vereinsähnliches kirchliches Leben

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies hat zunächst einmal eine „Sortierfunktion“, indem es hilft, Bereiche zu unterscheiden. In einem zweiten Schritt zielt dies auf die Entlastung von Hauptamtlichen, für die gerade in den Ortsgemeinden immer mehr Aufgabenbereiche hinzugekommen sind – gerade in den vereinskirchlichen Bereichen, die vor 120 Jahren gerade ehrenamtlich gedacht waren. Bisher stehen Ortsgemeinden oft unter dem Druck, ein möglichst großes Spektrum kirchlicher Angebote abzubilden. Werden dann noch Gelder und Stellen reduziert, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen. Ein möglicher Weg, aus dieser Belastung herauszukommen, ist die, vielleicht zunächst gedankliche, Unterscheidung zwischen den beiden Bereichen: Vereinsleben und inhaltliche Schwerpunkte.

Den „vereinskirchlichen“ Bereich gibt es an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen kirchlichen Angebote wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem

¹⁴ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen (2004) ²2005.

Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, die weniger mobil sind als andere. Mit dem vereinsähnlichen Bereich werden die Chancen der wohnortnahen kirchlichen Arbeit genutzt.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, muss dabei nicht überall gleich sein – auf keinen Fall ist damit gemeint, möglichst viel Unterschiedliches anzubieten. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Stadtteilen.

Meine Vision ist, dass der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet wird. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem wird theologisch das „Priestertum aller Gläubigen“ ernstgenommen und soziologisch an die Überlegungen zum neuen Ehrenamt angeknüpft. Dabei wird nicht selten gefragt: „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“ Ich schlage vor, die Frage eher umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und bekommen, was sie brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Es ist an der Zeit, Visionen von einer lebendigen und attraktiven Kirche zu entwickeln und zu kommunizieren.

Gleichzeitig müssen diese Visionen natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen – wie sich auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin zu verlassen – müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, deutlich zu machen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies ist wiederum eine Aufgabe für die Hauptamtlichen. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln. Sie sollen die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer begleiten und fördern, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Ganz wichtig für diese Aufgabe wer dann, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. Dies müsste übrigens

nicht unbedingt eine Aufgabe für das Pfarramt, sondern könnte auch eine Aufgabe für die Berufsgruppe der Gemeindepädagoginnen sein, die im Grunde genau dafür ausgebildet werden, im Moment dabei jedoch häufig in Konkurrenz zum Pfarramt treten.

IV.2. Differenzierte Arbeitsbereiche

Daneben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich kommt über die Inhalte der Arbeit zustande und zwar, indem die Kirche sagt, dass dieses Handlungsfeld zu ihren originären Aufgaben gehört. Selbstverständlich kann in ihm ebenfalls Gemeinschaft gelebt und erfahren werden, sie bildet aber weniger ein konstitutives Element als im vereinskirchlichen Bereich, sondern ergibt sich über die gemeinsamen Interesse und Anliegen, ist möglicherweise auch punktueller oder zeitlich begrenzter. Dieser Bereich hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den Arbeitsbereichen und Angeboten her.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden (und manchmal bisher) kaum noch als kirchlich wahrgenommen werden. Diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben meine ich z.B. Aber gemeint sind auch Bereiche, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, die aber unter einer Überlastung der hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr zu kommen, dass sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, ist es vielleicht sinnvoll, an einem Ort nicht nur einen Arbeitsbereich anzubieten. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein. Erst einmal sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch, welche Charismen. Gleichzeitig müssten Absprachen in einer Region, vermutlich sogar in einem Kirchenkreis erfolgen und dabei auch gesamtkirchliche Entscheidungen getroffen werden. Wie viele Schwerpunkte mit Kinderarbeit soll es in einer Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik etc.? Die Fragen können nur im gemeinsamen Prozess geklärt werden.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen. Die parochiale Position hat zu Recht darauf hingewiesen, dass nicht alle Bevölkerungsgruppen hochmobil sind. Oft haben diese Bevölkerungsgruppen jedoch Interessen, die zum vereinskirchlichen Bereich gehören –

Eltern-Kind-Gruppen oder Seniorinnenkreisen zum Beispiel. Für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen – und häufig waren die Veranstaltungen auch als eher zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht ganz leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden, so dass das Modell auch hier auf die Relevanzkrise antwortet.

IV.3. Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort findet in dieser Vision ein gottesdienstliches Leben statt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings muss vielleicht der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Dabei müsste jeweils danach gesucht werden, wie der Gottesdienst dennoch zu einem integrierenden Ort für alle werden kann, die sich an diesem kirchlichen Ort engagieren. Hierfür könnte aber gerade die Tatsache eine Chance bieten, die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln einzubinden.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich. Daneben haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne. Diese präsentieren sich auch in der Öffentlichkeit als Kasualkirchen und können auf diese Weise mögliche Schwellenängste abbauen helfen. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie bzw. Seminare für angehende Taufpatinnen oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit.

IV.4. Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die *Öffentlichkeitsarbeit* - sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Für jede Stadt oder jede Region müsste eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem

mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

IV.5. Die Chancen des Modells kirchlicher Orte

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das Modell lässt ganz unterschiedliche Füllungen zu, regional, nach Stadt und Land, West und Ost, Fläche und Diaspora differenziert. Die Arbeitsbereiche können unterschiedlich gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich kann mehr oder weniger Bedeutung erhält. Diese Flexibilität gilt auch finanziell: Ja nach finanziellen Ressourcen kann es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen geben, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Auf die Relevanzkrise reagiert dieses Modell, indem es die Chance beinhaltet, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche an alle Welt könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden. Auf welchen Wegen genau, wird dann vor Ort – an den kirchlichen Orten - konkret.